

PThI

Pastoraltheologische
Informationen

Bildung und Pastoral –
Grenzgänge, Passagen, Brückenschläge

Unsere Gemeinden und die Kraft biblischer Bilder

Metaphern als zeitgemäße Zielformulierungen

Abstract

Das II. Vatikanische Konzil hat sich im Nachdenken über das Wesen und die Praxis der Kirche zahlreicher Metaphern bedient. Stärker als eine dogmatisch-definierende Sprache können Metaphern als Zielformulierungen pastoralen Handelns eine Praxis fördern, die an der Wirklichkeit einer Gemeinde und am einzelnen Menschen orientiert ist. Zwar funktionieren scheinbar zahlreiche kirchliche Strukturen in den Diözesen und Gemeinden noch, entbehren jedoch oft zukunftsfähiger theologischer Ideen. Dabei kann es hilfreich sein, sich der Bildsprache des Konzils zu erinnern, das in biblischer und patristischer Tradition steht. Papst Franziskus verwendet oft und gerne solche Metaphern, um das Handeln der Kirche zu beschreiben. Darin zeigt er eine Richtung an, die pastorales Planen inspirieren kann.

In reflecting the nature and practice of the church, Vatican II used many metaphors. By using metaphors instead of dogmatic language, it is easier to formulate a pastoral target, which takes the living conditions of the congregation and the individuals therein into consideration. Many ecclesiastical structures in the dioceses and parishes still seem to function, but they often lack theological inspiration. Therefore, it could be helpful to remember the metaphorical language of Vatican II, which follows the biblical and patristic tradition. Pope Francis likes to use this type of metaphor to describe the nature of the church. Here he gives an example, which could inspire pastoral planning.

1. Das Problem der Ziele in den Pastoralplanungen

Als im Jahr 2007 die deutschen Bischöfe die vorläufigen Planungen für ihre Diözesen herausgaben,¹ fand sich in der Veröffentlichung aus verständlichen Gründen kein Bekenntnis zur eigenen Ratlosigkeit. Allerdings wird offenkundig, dass es im Wesentlichen zwei Leitmotive waren, die zur aktuellen Veränderung von Bistums- und Pfarrestrukturen drängten: Geld- und Priestermangel. Wäre also genügend Geld weiterhin verfügbar und gäbe es genügend Priesterberufungen, hätte es keinen Grund für neue Perspektiven oder Überlegungen gegeben. Es sind bestimmte Vorgaben einer sakramentalen Kirchen- und Pfarrestruktur, die den Grund dafür hergeben, warum sich an den Leitungs- und Organisationsstrukturen von Gemeinden nur wenig ändern wird. Natürlich sind die Diözesen kreative Wege gegangen, und vieles ist auch positiv in Bewegung – Kritik lässt sich bekanntlich leicht äußern. Vor Ort tragen viele Haupt- und Ehrenamtliche die Last des leitenden Pfarrers mit. Dennoch ist m. E. zu spüren, dass es

¹ Vgl. Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), „Mehr als Strukturen ...“ Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick (Arbeitshilfen 216), Bonn 2007.

oft darum geht, alte Bestände zu bewahren, eine sakramentale Grundversorgung zu sichern und dem Kind nur einen neuen kreativen Namen zu geben, ohne dass sich substantiell etwas am Leitungs- oder Pastoralverständnis geändert hätte. Pfarreien, Pfarrgruppen und Aufgabenbereiche lassen sich aber nicht einfach grenzenlos erweitern. Vom sakramentalen Verständnis her, d. h. systematisch-theologisch, mag es konsequent sein, die Gemeinden von der sakramentalen Leitung und der Feier der Eucharistie her zu denken, die pastoralen Folgen lassen sich jedoch auch nicht wegdiskutieren: Den Kirchen gerade im ländlichen Bereich fehlt zunehmend das Gesicht vor Ort, es fehlt der Seelsorger und Hirte, und dörfliche oder örtliche Identität, die auch am eigenen Kirchturm hängt, lässt sich nun einmal nicht weg-befehlen oder wegplanen. Menschen bewegen sich zum Arzt oder zum größeren Supermarkt in einen der Nachbarorte, allerdings kaum zur Sonntagsmesse in die Nachbargemeinde. Aus theologischen Gründen mag ich darüber klagen, aber die meisten Menschen richten ihr Handeln bedauernswerterweise nicht an dogmatisch korrekten Überlegungen aus.

Richard Hartmann zählt in seinen Überlegungen über die „Chancen und Perspektiven“ der Pfarrgemeinde² die verschiedenen „Landkarten“ auf, nach denen der Weg der Gemeinden nicht mehr funktionieren kann.³ Ob es die Zielvorstellung einer sakramentalen Versorgung, einer gesellschaftsbildenden und -prägenden Gemeinschaft, einer Pfarrfamilie oder andere Ideen sind, der Realität entsprechen solche früheren Gemeindebilder nicht mehr. Es gibt keine entsprechenden Leitvisionen, die an die Stelle der alten Ideen getreten sind. Das Wegfallen der großen Bilder hat Ratlosigkeit hinterlassen. Nur die alten Vorstellungen zu verabschieden, genügt noch nicht, um neue Karten zu entwerfen. Ob das Übernehmen ökonomisierter Sprach- und Denkmodelle zielführend ist, muss gefragt werden dürfen. So wichtig eine Sensibilität für Lebenswelten von Menschen für die Pastoral ist, sind doch die Adressaten und Subjekte von Pastoral nicht einfach deckungsgleich mit Sinus-Marktanalysen. Denen liegt ein bestimmtes, nicht unbedingt pastoral motiviertes Menschenbild zugrunde. Ob Coaching, Training oder Strategieentwicklung in den Diözesen und Gemeinden harmlose und neutrale Begriffe sind, darf bezweifelt werden, steckt in ihnen doch die Versuchung, eine Pastoral der Planbarkeit und Machbarkeit zu begründen. Sprache enthüllt Inhalte und Menschenbilder.

Die Strukturen in den Diözesen und Gemeinden funktionieren zunächst auch dann, wenn keiner mehr richtig benennen kann, was denn die vorrangigen Ziele und Visionen der Organisation „Gemeinde“ überhaupt sein sollen. Solange es irgendwie läuft, wird die Notwendigkeit visionärer Zielvorstellungen von manchem wirksam verdrängt. Zielformulierungen müssen verdeutlichen, warum es eine Organisation gibt und

² Vgl. Richard Hartmann, Was kommt nach der Pfarrgemeinde? Chancen und Perspektiven, Würzburg 2013.

³ Vgl. Hartmann, Pfarrgemeinde (s. Anm. 2), 10–14.

schließlich müssen sie konkrete Handlungsschritte erkennen lassen, die alle dem gemeinsamen Ziel näherbringen.

2. Die Chancen metaphorischer Sprache

Die Sprache, die benutzt wird, um über die Kirche nachzudenken, ist nicht zweitrangig. Vor diesem Hintergrund lohnt es sich, die Sprache des II. Vatikanums aufmerksam zur Kenntnis zu nehmen. Mariano Delgado und Michael Sievernich bezeichnen das letzte Konzil als „Konzil der Metaphern“⁴ und ermutigen dazu, sie nach einer „Phase der Rezeptionsverweigerung“⁵ auf ihre pastorale Bedeutung hin neu zu bedenken. Interessanterweise finden sich unter den verschiedenen Aspekten zur „Metapher“ im *Lexikon für Theologie und Kirche* nur Überlegungen zur literaturwissenschaftlichen, biblischen, philosophisch-hermeneutischen und systematisch-theologischen Bedeutung, während der Bereich der praktischen Theologie gänzlich fehlt.⁶ Gerade die pastoraltheologische Relevanz war dem Konzil jedoch vor Augen, ging es doch gerade um den Zusammenhang von Lehre und Leben, Dogma und Pastoral.⁷ Wenn sich die Konzilsväter also für eine metaphorische Sprache entscheiden, tun sie dies offenkundig auch aus pastoralen Erwägungen. Das Versäumnis des theologischen Lexikons soll hier wenigstens anfanghaft nachgeholt werden.

Metaphorische Sprache ist etwas grundlegend anderes als sowohl die Sprache der Ökonomie als auch die des Rechts, die sich in Definitionen und theologischer Präzision ausdrückt, wie es etwa die Theologie der Neuscholastik versuchte.⁸ Mehr als Definitionen wollen Metaphern Vorstellungen mit der Zeit und dem Ort verknüpfen, in denen die Kirche lebt. So können Delgado und Sievernich die Metaphern als „Verkehrsmittel“⁹ vorstellen, mit deren Hilfe Theologie „Spannungen und Bezüge“ ins Wort bringen kann¹⁰, die neue Dynamiken auslösen. Die Aussagen von Metaphern müssen im Kontext von Zeit und Ort übersetzt werden. Das Konzil knüpft an biblische und patristische Sprache an, in der ein großer theologischer und pastoraler Reichtum steckt, der längst nicht gehoben ist. Papst Franziskus bedient sich gerne ekklesiologischer Metaphern und steht daher in einer wichtigen Tradition. Kritiker werfen ihm mangelnde Präzision in seinen theologischen Aussagen vor, dies scheint jedoch durchaus gewollt

⁴ Mariano Delgado – Michael Sievernich, Zur Rezeption und Interpretation des Konzils der Metaphern, in: Mariano Delgado – Michael Sievernich, Die großen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ihre Bedeutung für heute, Freiburg/Br. 2013, 15–34.

⁵ Delgado – Sievernich, Rezeption und Interpretation (s. Anm. 4), 17.

⁶ Vgl. Michael Titzmann – Knut Backhaus – Ferdinand Fellmann – Jürgen Werbick, Art. Metapher, in: LThK Bd. 7, ³2009, 187–190.

⁷ Vgl. Delgado – Sievernich, Rezeption und Interpretation (s. Anm. 4), 19.

⁸ Vgl. Delgado – Sievernich, Rezeption und Interpretation (s. Anm. 4), 23.

⁹ Delgado – Sievernich, Rezeption und Interpretation (s. Anm. 4), 27.

¹⁰ Delgado – Sievernich, Rezeption und Interpretation (s. Anm. 4), 27.

zu sein. Offenbar ist diesem Papst bewusst, dass die alten, präzisen, von klassischer Sakramententheologie geprägten Definitionen zwar eine kirchliche Statik sichern mögen, aber kaum neue Dynamiken auslösen. Die Situation in den deutschen Diözesen mag geordnet sein, aber kaum dynamisch und offen kreativ. Biblische und patristische Metaphern sind vielleicht nicht die schlechtesten Versuche, neues Denken und Handeln anzuregen, das sich einerseits in der langen Tradition der Kirche verankert, aber eben als „Verkehrsmittel“ auch eine Verbindung schlägt zu Zeit und Ort der Gegenwart.

3. Symbole der Kirche in der Verkündigung von Papst Franziskus

3.1. Das Volk Gottes als zentrale Metapher

Bereits für das II. Vatikanum zählt die Metapher vom Volk Gottes zu den zentralen Symbolen der Kirche,¹¹ auch bei Papst Franziskus bildet diese Metapher eine wichtige Grundlage seines Kirchenverständnisses. In LG 9–17 bildet das eine Gottesvolk die Grundlage dafür, über die Zuordnung der verschiedenen Dienste und Ämter in der Kirche nachzudenken. Das Konzil spricht vom gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen, alle haben auf spezifische Weise Anteil an dem einen Priestertum Christi, so dass das Taufpriestertum nicht vom geweihten Amt hergeleitet wird, sondern eine eigene Form der Verwirklichung des Priestertums Christi darstellt. Das Konzil spricht dem Volk Gottes als Ganzem Unfehlbarkeit zu. Schließlich weitet es den Volk-Gottes-Begriff auf Andersglaubende aus und klärt deren Beziehung zur Kirche.

Norbert Lüdecke hält Hubert Wolf zufolge dieses für die Kirche fundamentale Selbstverständnis für eine schöne, „aber für die kirchliche Realität bedeutungslose Rhetorik“¹². Er kann mit Hilfe päpstlicher Verlautbarungen der letzten Jahrzehnte belegen, dass kirchliches Recht (und damit auch pastorale Praxis) weitgehend dem Denken von Über- und Unterordnung, von Weisungsvollmacht und Gehorsam verhaftet ist.¹³ Es lohnt sich, bei Hubert Wolf nachzulesen, der andere Modelle des Miteinanders von Klerus und Laien in der Kirchengeschichte vorstellt, und damit aufweist, dass das heute scheinbar so unverrückbare Konzept des Zusammenhangs von Leitung und Sakramentenspendung keineswegs das einzig mögliche gewesen ist und auch heute vor dem Hintergrund der Volk-Gottes-Metapher nicht sein muss. Sogenannte Laien haben in der Geschichte Leitungsvollmacht ausgeübt und ohne „klerikale Bevormundung“¹⁴ gesellschaftliches und kirchliches Engagement mit großer Wirkung entfaltet.

¹¹ Vgl. Knut Wenzel, *Kleine Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils*, Freiburg/Br. u. a. 2005, 61–66.

¹² Hubert Wolf, *Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte*, München 2015, 145.

¹³ Vgl. Wolf, *Krypta* (s. Anm. 12), 146.

¹⁴ Wolf, *Krypta* (s. Anm. 12), 151.

Der Papst bringt eine für das Verständnis der Metapher vom Volk Gottes wichtige ergänzende Erfahrung aus seiner südamerikanischen Heimat ein. Der gesamte Beratungsprozess der Bischöfe bei der Synode in Aparecida 2007 wurde vom Gebet des Gottesvolkes begleitet, das der Papst einmal als die geistliche „Hintergrundmusik“ der pastoralen Planungen der Bischöfe bezeichnet hat.¹⁵ Planungen, die rein theoretisch und „von oben“ herab geschehen, werden schnell aseptisch, d. h. leblos und geistlos. Konkret bedeutet das, dass das betende Volk Gottes, dessen Lebenspraxis ebenso einen hermeneutischen Schlüssel für Theologie wie Pastoral darstellt, den prophetischen Teil kirchlicher Vollzüge bilden muss. So durchzieht auch das Apostolische Schreiben „*Evangelii Gaudium*“¹⁶ wie ein roter Faden die Bedeutung dieses gelebten Glaubens für die Kirche und ihr Bemühen um Evangelisierung.

Die Volksfrömmigkeit bildet dem Papst zufolge nun einen unverzichtbaren Teil einer solchen neuen Inkulturation, in der sich Glaube und Leben im Volk Gottes verbinden und einen spontanen Ausdruck finden.¹⁷ Dem Papst ist bewusst, dass die Volksfrömmigkeit nicht überall wirkliche Praxis ist. Einfache Gebetsformen wie Rosenkranz, Marienverehrung, Wallfahrten sind hierzulande sicher nicht selbstverständlicher Ausdruck des glaubenden Volkes Gottes und können allein auch nicht gemeint sein. Neue Ideen inkarnierter Frömmigkeit zuzulassen, stellt eine der wichtigen pastoralen Aufgaben heute dar. Bei uns nehmen solche Inkulturationen oder Inkarnationen andere Gesichter an, sei es in Jugendkirchen, in denen neue Formen des Betens gestaltet werden oder in anderen Angebote milieusensibler Pastoral,¹⁸ welche die Wertschätzung der Kirche vor der Kultur anderer Menschen auszudrücken vermögen. Der Papst ermutigt, die vielen Gesichter der Evangelisierung ernst zu nehmen und nicht gegeneinander auszuspielen. Unsere Katechesen zu Schulen eines ehrlichen, individuellen und evangeliumsgemäßen Gebets zu machen, ergibt sich als konkrete Forderung aus dem Volk-Gottes-Gedanken. Menschen und ihre Kultur kennen und schätzen zu lernen, ist eine notwendige Voraussetzung für lebensnahe Formen des Gottesdienstes, der Verkündigung und des Gebets.

Auch dies ist eine große Vision, die der Papst von der Kirche und ihren Gemeinden entfaltet. Die Konsequenzen sind ebenso naheliegend wie verwirrend. Denn die Gemeinden sind gehalten, diese Dynamik wirklich zu bejahen, weil sie vom Geist Gottes gewirkt und begleitet ist. Das Bild vom Gottesvolk ist kein Bild der Bewahrung des Alten, sondern ein Bild zur Gestaltung des immer Neuen.

¹⁵ Dazu auch Peter Kohlgraf, Sehen – Urteilen – Handeln: Notwendige Schritte zu einer evangelisierenden Pastoral und die Versuchung des Selbstbetrugs, in: Pastoralblatt 66 (2014), 3, 67–74.

¹⁶ Papst Franziskus, Die Freude des Evangeliums. Das Apostolische Schreiben *Evangelii gaudium* über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute, Freiburg/Br. u. a. 2013. Im Folgenden: EG.

¹⁷ Vgl. EG 122–126.

¹⁸ Vgl. dazu die Beiträge in Matthias Sellmann – Caroline Wolanski (Hg.), Milieusensible Pastoral. Praxiserfahrungen aus kirchlichen Organisationen, Würzburg 2013.

3.2. Hirten und Schafe

Wie mit jedem Bild kann man mit Hilfe des Bildbereichs Hirte/Schafe Aktualisierungen schaffen, die sicher nicht zukunftsweisend sind. Abhängigkeit, Über- und Unterordnung oder auch die Assoziation eines dummen Schafs sind nicht hilfreich, sind aber auch nicht die Hauptinhalte der Verkündigung mit dieser Metapher. Hermann Stenger hat sich intensiv mit dieser Metapher beschäftigt und deren kritische Bedeutung für die kirchliche Praxis herausgearbeitet.¹⁹ Das II. Vatikanum greift in LG 6 dieses Bild für die Kirche auf. LG selbst bezieht sich auf alt- und neutestamentliche Bibelstellen. Dabei hebt das Konzil die einzigartige Stellung Christi gegenüber der Kirche hervor, der Tür zum Schafstall und guter Hirte gleichermaßen ist. Christus führt und nährt die Kirche. Er gibt sein Leben für die Schafe. Bereits in den wenigen Sätzen des Konzilstextes eröffnen sich konkrete Hinweise auf die kirchliche Praxis. Anders als manchmal geschehen, relativiert das Bild menschliche Machtansprüche gegenüber anderen Menschen in der Kirche, weil alle, Amtsträger und „Laien“, gegenüber Christus selbst Schafe bleiben, Bewohner seines Schafstalls. Selbst wenn es menschliche Hirtinnen und Hirten gibt, wohnen sie im gleichen Stall wie die anderen. Der Dienst des Hüterns in der Kirche kann nur in tatsächlicher Nähe zu den anderen Menschen ausgeübt werden. Jeder Eigennutz und jede Form der Eitelkeit werden durch Christus als unsinnig entlarvt. Es zeigt eine tiefe Menschenkenntnis, dass es in der Heiligen Schrift große Vorbehalte gegenüber Menschen gibt, die sich zu Hirtinnen und Hirten erklären. Der Titel des Hirten kommt zunächst allein Gott zu, Jesus bezieht ihn dann auf seine göttliche Sendung zu den Menschen. Schließlich ist das Hirte-Sein kein „Job“ zum Geldverdienen, sondern kann ohne die Bereitschaft, das Leben zu geben, nicht im Sinne Jesu ausgeübt werden. Zwar gibt es im NT Menschen, denen ein Dienst der Sorge gegenüber an anderen aufgetragen ist, aber damit ist keineswegs ausgeschlossen, dass jede/r Gläubige Hirtendienste an anderen Menschen verrichtet, insofern er/sie ihnen hilft, „gute Weide“ zu finden, Leben in Fülle. Gute Hirtinnen und Hirten haben einen Blick für die/den Einzelne/n, für ihre/seine Stärken, aber auch ihre/seine Verwundungen, ihnen fällt schmerzlich auf, wenn eine/r fehlt. Niemand ist nur eine Nummer in der Statistik, sondern unersetzlich. Papst Franziskus weist darauf hin, dass die Hirtinnen/Hirten in der Kirche nach den Schafen riechen müssten, oder anderenorts:

„Ich träume von einer Kirche als Mutter und als Hirtin. Die Diener der Kirche müssen barmherzig sein, sich der Menschen annehmen, sie begleiten [...]. Die Diener des Evangeliums müssen in der Lage sein, die Herzen der Menschen zu erwärmen, in der Nacht mit ihnen zu gehen. Sie müssen ein Gespräch führen und in die Nacht hinabsteigen können, in ihr Dunkel, ohne sich zu verlieren.“²⁰

¹⁹ Vgl. Hermann M. Stenger, Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder, Innsbruck ²2002, 17–30.

²⁰ Antonio Spadaro SJ, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg/Br. u. a. 2013, 48.

Wenn die sakramentalen Vollzüge in zentral gelegenen Kirchen die einzigen Begegnungsräume darzustellen beginnen, setzt das Bild vom Hirten/Schafstall ein notwendiges Fragezeichen an diese Praxis. Wie können die installierten Strukturen helfen, eine Nähe zu ermöglichen, die einen „Schafgeruch“ der Hirten gewährleisten? Und wer ist denn Hirte? In der Regel werden die meisten Seelsorgerinnen, Seelsorger und Gemeinden eher beklagen, dass die Nähe zunehmend schwindet. Denkt man die Strukturen allein vom geweihten Amtsträger und einer strukturellen Zentralisierung auf ihn hin, wird es diese Nähe des Hirten nicht mehr geben. Wie der Hirte noch die/den einzelne/n Gläubige/n und ihre/seine Nöte im Blick haben soll, ist dann eine bedrängende Frage. Wer garantiert die Nähe einer oder eines Hirten in den Gemeinden, die keinen eigenen geweihten Seelsorger mehr haben? Eine Kirche und Gemeinde, die sich als Schafstall Christi versteht, wird nicht ohne Menschen auskommen können, die dem Hirten Christus eine unverwechselbare Stimme und ein identifizierbares Gesicht vor Ort geben. Vom Ziel, alle an dieser Verantwortung zu beteiligen, sind die Planungen m. E. noch weit entfernt, sollte dies denn wirklich gewollt sein.

Papst Franziskus zeigt die Richtung in EG 102 auf:

„Die Laien sind schlicht die riesige Mehrheit des Gottesvolkes. In ihrem Dienst steht eine Minderheit: die geweihten Amtsträger. Das Bewusstsein der Identität und des Auftrags der Laien in der Kirche ist gewachsen. Wir verfügen über ein zahlenmäßig starkes, wenn auch nicht ausreichendes Laientum mit einem verwurzelten Gemeinschaftssinn und einer großen Treue zum Einsatz in der Nächstenliebe, der Katechese, der Feier des Glaubens. Doch die Bewusstwerdung der Verantwortung der Laien, die aus der Taufe und der Firmung hervorgeht, zeigt sich nicht überall in gleicher Weise. In einigen Fällen, weil sie nicht ausgebildet sind, um wichtige Verantwortungen zu übernehmen, in anderen Fällen, weil sie in ihren Teilkirchen aufgrund eines übertriebenen Klerikalismus, der sie nicht in die Entscheidungen einbezieht, keinen Raum gefunden haben, um sich ausdrücken und handeln zu können.“

Zum Hirtesein gehört heute sicher mehr als jemals zuvor eine kommunikative Kompetenz, die zum Hören und zur Synthese verschiedener Auffassungen und Interessen notwendig ist. Solche kommunikative Begabung entsteht nicht automatisch mit der Weihe zum Priester, es gilt sie in Aus- und Weiterbildung zu qualifizieren. Daneben darf der/die Hauptamtliche nicht der/die einzige kommunizierende Hirte/Hirtin sein, vielmehr muss durch ihn/sie die Kommunikation auf allen Ebenen ermutigt und angeleitet werden. Der Papst macht ferner auf eine Gefahr aufmerksam, die heute möglicherweise neben dem Klerikalismus im Bild vom Hirten/Schaf/Schafstall steckt (ebenefalls EG 102):

„Auch wenn eine größere Teilnahme vieler an den Laiendiensten zu beobachten ist, wirkt sich dieser Einsatz nicht im Eindringen christlicher Werte in die soziale, politische und wirtschaftliche Welt aus. Er beschränkt sich vielmals auf innerkirchliche Aufgaben ohne ein wirkliches Engagement für die Anwendung des Evangeliums zur Verwandlung der Gesellschaft. Die Bildung der Laien und die Evangelisierung der beruflichen und intellektuellen Klassen stellen eine bedeutende pastorale Herausforderung dar.“

Innerkirchliche Planungen und Diskussionen laden ein, es sich im Schafstall bequem zu machen. Mehr als in Zeiten fester katholischer Milieus beinhaltet das Bild vom Hirtinnen- und Hirtendienst aller Getauften dagegen auch den Blick auf die Schafe, die nicht in diesem Schafstall sind (Joh 10,16). Das Hirtinnen- und Hirtesein aller Getauften für andere Menschen nimmt den ökumenischen Blick ein, was schon schwierig wird. Es nimmt aber darüber hinaus die Menschen außerhalb der verfassten Kirchen in den Blick, die als Schafe Christi zu sehen für die Kirche nicht immer selbstverständlich war. Dem/der Einzelnen hinterherzugehen, überfordert die Hirtin und den Hirten oft, bleibt aber der Anspruch Jesu an sie/ihn. Diesen Auftrag nicht nur im Hinblick auf den Geweihten zu verstehen, steckt sicher noch in den Kinderschuhen.

Die Hirtenmetapher bleibt ein wichtiger Stachel im Fleisch der Kirche und ihrer Planungen. Tatsächlich entfaltet sie dynamische Kraft, wenn man sie ernst nimmt. An ihr kann man zeigen, dass ihre konkrete Umsetzung nie abgeschlossen ist, was sie von dogmatisch oder ökonomisch geleiteten Pastoralplanungen unterscheiden mag. Da sie im Wesentlichen vom einzelnen Menschen ausgeht, nimmt sie unzählige Formen und Gesichter an. Diese Flexibilität in alle Planungen einzubauen, macht sie zugegebenermaßen anstrengend für die Akteure/Akteurinnen.

3.3. Auf dem Schlachtfeld an der Seite der Verwundeten

Die Vorstellung einer Kirche auf dem Schlachtfeld klingt zunächst nicht besonders gewinnend. Zunächst beinhaltet die Metapher eine gehörige Portion Realismus, indem sie Lebenssituationen und Anforderungen von Menschen pointiert als Kampf wertet, dem sich der Mensch stellen muss. Solch ein Realismus, manchmal zugespitzt formuliert, findet sich auch in den päpstlichen Texten. Große Aufmerksamkeit hat die Einschätzung des aggressiven Kapitalismus durch den Papst gefunden:

„Diese Wirtschaft tötet. Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht.“ (EG 53).

Das Bild ist keineswegs an den Haaren herbeigezogen, der Mann und viele andere mit ihm haben den Kampf verloren. Dem/der Armen hilft keine theologisch beschönigende Verharmlosung seiner/ihrer Situation. Solchen Überlebenskampf müssen in dieser Welt viele Menschen führen (vgl. EG 72), ein Dauerthema des Pontifikats. Individualismus, Ungerechtigkeit, Hass, Kriege, Hunger und viele andere Ursachen schlagen den Menschen und der Welt Wunden, so dass der Papst die Welt ein Schlachtfeld nennen kann:

„Ich sehe ganz klar [...], dass das, was die Kirche heute braucht, die Fähigkeit ist, die Wunden zu heilen und die Herzen der Menschen zu wärmen – Nähe und Verbundenheit. Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder nach hohem Zucker fragen. Man muss die Wunden heilen. Dann können wir

von allem Anderen sprechen. Die Wunden heilen, die Wunden heilen ... Man muss ganz unten anfangen."²¹

Die Welt stellt sich als eine verwundete Welt dar. Eine Wirtschaft, die nicht mehr den Menschen in den Mittelpunkt stellt, der Überlebenskampf vieler Menschen am Existenzminimum, ein übersteigerter Individualismus zerstören Beziehungen zwischen den Menschen, die sie lebensnotwendig brauchen und nehmen ihnen ihre Lebensgrundlagen. Auf dem Schlachtfeld begegnen isolierte, geschlagene Individuen, denen die meisten Lebensperspektiven genommen werden. Mit dieser Metapher stellt der Papst in deutlicher Sprache den politischen Akzent kirchlichen Handelns in den Mittelpunkt. Zwar geht es auch um die barmherzige Zuwendung zum/zur Einzelnen, aber genauso folgt aus der realistischen Wahrnehmung der Situation und der strukturellen Sünden ein Kampf gegen derartige Strukturen. Der Papst möchte sich bewusst nicht als Unheilsprophet betätigen: Gerade sein Hinweis auf die Versuchung zur Resignation (EG 84f) zeigt, dass es ihm um den konkreten Einsatz zur Veränderung geht. Der Papst glaubt an den Sieg des Guten in dieser Welt, er glaubt, dass es zwischen den Menschen (nicht nur den Christen!) immer wieder zu „neuen Ordnungen der Beziehungen“ kommen werde, und bleibt doch ebenso realistisch: das Siegeszeichen ist das Kreuz, das die Welt nicht durch Gegengewalt, sondern durch Mitleiden, Mittragen und „mit einer kämpferischen Sanftmut“ verändert (EG 85). Zu diesem Verhalten gehören die Geduld, nicht frühzeitig das Unkraut vom Weizen trennen zu wollen, und die Bereitschaft, dem/der Anderen ohne ein egoistisches Misstrauen zu begegnen. Die Veränderung durch das Kreuz ist der Sieg der kleinen Schritte, die jeder einzelne Mensch gehen muss, um etwas zu gestalten. Der Papst postuliert nicht die große Revolution, wohl aber den Mut, auch in kleinen Schritten und in der Haltung der Geduld und Sanftmut etwas konkret verändern zu wollen und damit stets neu zu beginnen.

Der Blick geht hier nicht von Ideen aus, sondern von der Not des einzelnen Menschen, der allerdings eingebettet ist in menschenfeindliche Strukturen. Diese sind jedoch von Menschen geschaffen, so dass es bei der Veränderung auch um die Überzeugungsarbeit geht, Menschen zur Umkehr zu rufen. Die Kirche und ihre Glieder bilden keine Ausnahme. Es gibt nicht die heile Kirche und dagegen die böse Welt. Der Papst spricht sogar vom „Krieg unter uns“ (EG 98–101), der ausgelöst wird durch das „Streben nach Macht, Ansehen, Vergnügen oder wirtschaftlicher Sicherheit“ (EG 98). In der Kirche streiten sich unterschiedliche Parteien unversöhnlich. Es gibt „verschiedene Formen von Hass, Spaltung, Verleumdung, üble Nachrede, Rache, Eifersucht und den Wunsch, die eigenen Vorstellungen um jeden Preis durchzusetzen, bis hin zu Verfolgungen, die eine unversöhnliche Hexenjagd zu sein scheinen“ (EG 100). Menschen wurden und werden durch die Kirche verletzt und haben den Eindruck, sie wolle ihr Leid vergessen machen (vgl. EG 100). Durch diesen unsinnigen Streit wird die Kirche

²¹ Spadaro, Interview (s. Anm. 20), 47 [Hervorhebungen: im Original].

unfähig, den eigentlichen Kampf für den Menschen zu führen, und sie verliert den Blick für die Verwundeten.

Übertragen wir diese Bilder auf den normalen Gemeindealltag und unsere Planungen, müsste an erster Stelle dann die Frage stehen, für welche Ziele wir wirklich „kämpfen“ wollen. Diese Ziele bilden sich weder aus abstrakten Theologien noch aus revolutionären Ideen heraus, sondern aus dem aufmerksamen Wahrnehmen verwundeter Menschen und der Bedingungen, die solche Verwundungen auslösen. Auch in den Gemeinden und Seelsorgebereichen herrschen oft genug Parteiungen, die verhindern, dass die Kirche die eigentlichen Aufgaben sieht. Die Metapher vom Schlachtfeld ist eine zutiefst diakonische, denn sie zeigt der Kirche die Versuchung der Selbstbezüglichkeit drastisch. Sie ermöglicht es, die Praxis und Lehre der Kirche von den Nöten der Menschen her zu denken und zu gestalten. Dabei unermüdlich, geduldig und selbstkritisch zu bleiben, gehört ebenso dazu. Heilung wird oft darin bestehen, Menschen vom Rande und aus der Beziehungslosigkeit in die Mitte zu holen, die Realität der Kirche als „Inklusion“ zu leben, nicht im Nebeneinander. In diesem diakonischen Sinne spielen weder allein Rechtgläubigkeit noch sonstige Zugehörigkeitskriterien eine Rolle. Die politische Dimension entfaltet sich etwa hierzulande dort, wo es um die Frage geht, was ein katholisches Profil der Caritas und ihrer Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter angeht. Katholisch sein heißt Not erkennen und heilen helfen. Das Profil kirchlicher Nächstenliebe muss dann in der Wahrnehmung bestehen, dass die Not selten allein in materieller oder physischer Hinsicht besteht, sondern die Würde des ganzen Menschen in Frage stellt.

3.4. Die Menschen am Rande

Der Papst wird nicht müde, als Aufgabe der Kirche heute zu fordern, an die Ränder zu gehen:

„Statt nur eine Kirche zu sein, die mit offenen Türen aufnimmt und empfängt, versuchen wir, eine Kirche zu sein, die neue Wege findet, die fähig ist, aus sich heraus und zu denen zu gehen, die nicht zu ihr kommen, die ganz weggegangen oder die gleichgültig sind. Die Gründe, die jemanden dazu gebracht haben, von der Kirche wegzugehen – wenn man sie gut versteht und wertet – können auch zur Rückkehr führen. Es braucht Mut und Kühnheit.“²²

Dem Papst reicht nicht, eine Kirche mit offenen Türen zu sein, was schon mancherorts viel wäre. Die Gemeinden dürfen nicht darauf warten, dass die Anderen von alleine zu ihnen kommen. Dass Menschen der Kirche den Rücken kehren oder die Gemeinden nicht mehr als relevante Gesprächspartner wahrnehmen, kommt über die Kirche nicht als blindes Schicksal. Auch das Bedauern der Tatsache erscheint nicht als angemessene Reaktion, sondern das aktive Reagieren und das Wahrnehmen jeder/jedes Einzelnen. Zunächst ist das Bild des Herausgehens der Kirche und der Gemeinden eine Auf-

²² Spadaro, Interview (s. Anm. 20), 49.

forderung, selbstkritisch und aufmerksam die Abwanderungsbewegungen anderer Menschen ins Gespräch zu bringen und sich nicht daran zu gewöhnen. Zu allen Zeiten der Kirche hat es die Auffassung gegeben, dass es genüge, wenn die Gemeinden von lebendigen, glaubensstarken Gruppen getragen würden. Deren Lebendigkeit würde von ganz allein ausstrahlen, so dass weiter nichts unternommen werden müsse. Der-gestalt äußerte sich etwa ein Bischof bei einer Podiumsdiskussion beim Katholikentag in Regensburg im Mai 2014: Wenn alle Christen/Christinnen überzeugter lebten, kämen Jugendliche von ganz allein. Sicher schwebt dem Bischof kein Bild einer selbst-bezogenen Kirche vor, sondern einer Kirche, die das Evangelium öffentlich bezeugt, aber von allein passiert heute aller Wahrscheinlichkeit nach gar nichts. Ideal wären selbstverständlich ein glaubwürdiges strahlkräftiges Leben der Christen/Christinnen und ein aktives Hinterhergehen.

Manchmal steht sich die Kirche selbst im Weg, und das Problem besteht nicht nur in der Lauheit der Kirchenglieder. Die Kirche selbst kann gefangen sein: „Die Kirche hat sich manchmal in kleine Dinge einschließen lassen, in kleine Vorschriften. Die wichtigste Sache ist aber die erste Botschaft: ‚Jesus Christus hat dich gerettet.‘“²³ An anderer Stelle kritisiert der Papst eine kirchliche Mentalität, in der sich kleine Gruppen eine Kirche zum Wohlfühlen zurecht machen.²⁴ Weder eine Kirche der Aktiven und Begeisterten noch eine gesundgeschrumpfte Kirche bilden das Vorbild einer Kirche, die hinausgeht. Draußen begegnen einem Menschen und auch Christinnen/Christen jeglicher Couleur. In dieser Kirche, die als Teil einer Gesellschaft zu leben beginnt, von der sie sich nicht abgrenzt, leben auch Menschen, die kirchlich gesehen nicht zur Mitte gehören wollen. Deren Freiheit zu respektieren und ihnen dennoch den Glauben anzubieten, gehört zum kirchlichen Auftrag. Mancher Seelsorger oder manche Seel-sorgerin sucht verständlicherweise lieber den wärmenden Ofen einer kleinen Gruppe. Die darf es auch geben, aber sie ist nicht das prägende Symbol der Kirche. An den Rändern außerhalb des schützenden Kirchengebäudes begegnen einem also die Kriti-schen, die Zögernden, die Ablehnenden. Sie sind ins Gespräch zu holen, denn auch von ihnen ist zu lernen.

An den Rändern draußen stehen jedoch auch die gesellschaftlich Marginalisierten. In Milieustudien nimmt die Kirche sie in den Blick, und stellt entgegen ihrem Anspruch erschrocken fest: Ihr Verhältnis zur Kirche ist so gut wie gar nicht vorhanden. In den Interviews mit Menschen aus diesem Milieu steht die Kirche für „Distanz, Macht, Strenge, Zwang. Kirche bietet für diese Menschen keine konkrete Hilfe und im Alltag keinen praktischen Nutzen“²⁵. Inwieweit die Menschen aus dem sog. Prekariat wirk-

²³ Spadaro, Interview (s. Anm. 20), 48.

²⁴ Spadaro, Interview (s. Anm. 20), 45.

²⁵ Dr. Carsten Wippermann – Isabel de Magalhaes, MDG-Milieuhandbuch. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus®2005 (http://www.mdg-online.de/fileadmin/Redaktion/PDF-Dateien/MDG-Milieuhandbuch_Religi%C3%B6se_und_kirchliche_Orientierungen_in_den_Sinus-Milieus_2005.pdf, Abruf 11.02.2015), 13.

lich Adressatinnen/Adressaten der pastoralen Bemühungen in den Gemeinden werden, dürfte sehr unterschiedlich sein. Selbstverständlich gibt es hilfreiche Ansätze dazu.²⁶ Dass sie als Subjekte gemeindlichen Lebens oder als ernste Gesprächspartnerin/Gesprächspartner der Gemeinden federführend fungieren, wird kaum vorkommen. Dabei darf nicht verschwiegen werden, dass in vielen Gemeinden Ehren- und Hauptamtliche mit Hilfe auch der institutionalisierten Caritas Hervorragendes leisten. Menschen der prekären Milieus formulieren an die Kirche durch ihre Kritik weniger die Sehnsucht nach finanzieller Hilfe, sondern die Sehnsucht nach Nähe und Zugehörigkeit, nach der Erfahrung, ernst genommen zu werden. Das sind schließlich gravierende Anfragen auch an die Ausgestaltung des Amtes und der Erscheinungsformen der Kirche. Was das für die Kirche konkret bedeutet, wird sie wohl nur im Gespräch und in der Nähe zu den Armen erkennen können. Die Metapher des Herausgehens thematisiert alle Menschen, die den kirchlichen Alltag im Normalfall nicht prägen, auch nicht den Alltag der Gemeinden, die oft mit sich und ihrer eigenen Zukunft mehr als genügend beschäftigt sind.

3.5. Die Kirche als Mutter

Das Bild von der Kirche als Mutter gehört zum Kernbestand bereits urchristlicher Symbole der Kirche. Manchem ist das Bild nicht geheuer, beinhaltet es doch auch eine starke Rolle der Kirche gegenüber der/dem Einzelnen, eine Abhängigkeit und eine emotionale Zuwendung, die nicht jede/jeder der Kirche entgegenzubringen bereit ist. Die Mutterschaft zeigt sich traditionell besonders in der sakramentalen Dimension der Kirche: sie gebiert die Kinder in der Taufe und nährt sie in der Eucharistie. Die Sakramentalität erschöpft sich jedoch nicht in den sakramentalen Feiern und dem reinen Sein und Dasein der Kirche. Auch dafür steht das Bild der Mütterlichkeit. Neben den ontologischen Sakramentenbegriff tritt ein heilsökonomischer: Die Kirche (ihre Gemeinden und ihre Glieder) muss auch als Mutter handeln. Analog spricht die Bibel von Gott als Vater und auch als Mutter, beides Ausdruck einer konkreten „Handlungsdimension“, weniger eine ontologische Aussage. In seiner Eigenart formuliert der Papst:

„Und die Kirche ist Mutter. Die Kirche ist fruchtbar, und das muss sie sein. Schau, wenn ich negative Verhaltensweisen von Dienern der Kirche oder von Ordensmännern oder -frauen bemerke, ist das Erste, was mir in den Sinn kommt: ‚eingefleischer Junggeselle!‘ oder ‚alte Jungfer!‘. Sie sind weder Väter noch Mütter. Sie sind nicht imstande gewesen, Leben weiterzugeben.“²⁷

Der Papst holt den Gedanken der Mütterlichkeit auf den Boden der konkreten seelsorglichen Arbeit herunter und betrachtet die Fähigkeit, Leben weiterzugeben. Damit

²⁶ Vgl. Claudia Schulz – Eberhard Hauschildt – Eike Kohler, Milieus praktisch II. Konkretionen für helfendes Handeln in Kirche und Diakonie, Göttingen 2010.

²⁷ Spadaro, Interview (s. Anm. 20), 45.

sind Verhaltens- und Kommunikationsformen verbunden, die nicht dem Eigennutz, auch nicht dem der Kirche und Gemeinde, sondern dem einzelnen Menschen dienen.

Als Mutter begnügt sich die Kirche nicht mit der leiblichen Nahrung, aber auch diese hat ihren Eigenwert. Zum Leben in Fülle gehört schließlich auch die konkrete Erfahrung der Barmherzigkeit in Situationen der Schuld. Für unsere Gemeinden wird es demnach entscheidend bleiben, verschiedene Dimensionen der Mütterlichkeit zu leben: selbstverständlich das sakramentale Angebot, darüber hinaus aber auch die materielle Zuwendung, die gelebte Barmherzigkeit Menschen in den unterschiedlichsten Notsituationen gegenüber. Die Diakonie darf der Gemeinde nie fehlen, wenn sie dem Gekreuzigten nahebleiben will, und zwar als Aufgabe und Herzensanliegen der ganzen Gemeinde.

4. Fazit

Die Metaphern ersetzen nicht einfach alte durch neue Landkarten. Nimmt man sie ernst, geben sie nicht eindeutig klare Wege und Konzepte vor, wie es dogmatische Formulierungen signalisieren. Sie müssen vor Ort konkretisiert, immer wieder neu angepasst und auf den einzelnen Menschen hin ausgelegt werden. Sie nehmen jede/n einzelne/n Christin/Christen in die Pflicht, und lassen Freiheit, eigene Standpunkte zu bestimmen. In erster Linie jedoch öffnen sie die Augen für eine dem Evangelium entsprechende Prioritätensetzung. Dass die Kirche und ihre Gemeinden immer hinter einem Ideal zurückbleiben, ist dabei gar nicht tragisch. Denn alle Bilder lassen den Raum für die Gnade und täuschen nicht die vollständige Planbarkeit vor. Gerade in Zeiten, in denen bestimmte Landkarten nicht mehr orientieren, können die alten Symbole der Kirche Mut zu neuen Wegen machen. Das letzte Konzil war so klug und mutig, auf sie zu setzen.

Prof. Dr. theol. habil. Peter Kohlgraf
Pastoraltheologe
Katholische Hochschule Mainz
Saarstr. 3
55122 Mainz
Fon: +49 (0)6131 28944-340
Fax: +49 (0)6131 28944-8340
E-Mail: peter.kohlgraf(at)kh-mz(dot)de